

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Bromberg, Sonntag, den 1. Dezember.

Advent-Glocken.

Es kommt ein Glöcklein gesungen
So süß und fromm durch Sturm und Feld,
So süß, als läme er gezogen
Aus einer fernern, schönern Welt.

Er pocht an jede Thür und Mauer,
An jedes Herzens-Kämmerlein,
Und überall nach dem vier Trauer
Zieht froher Weihnachts-Friede ein.

Und hast Du schweres Leid zu tragen,
In Kinderaugen blick' hinein,
Sie werden Dir in diesen Tagen
Wie Sterne lichter Hoffnung sein.

— Es kommt ein Glöcklein gesungen
So süß und fromm durch Sturm und Feld,
So süß, als läme er gezogen
Aus einer fernern, schönern Welt.

C. Bergmüller.

Notwehr.

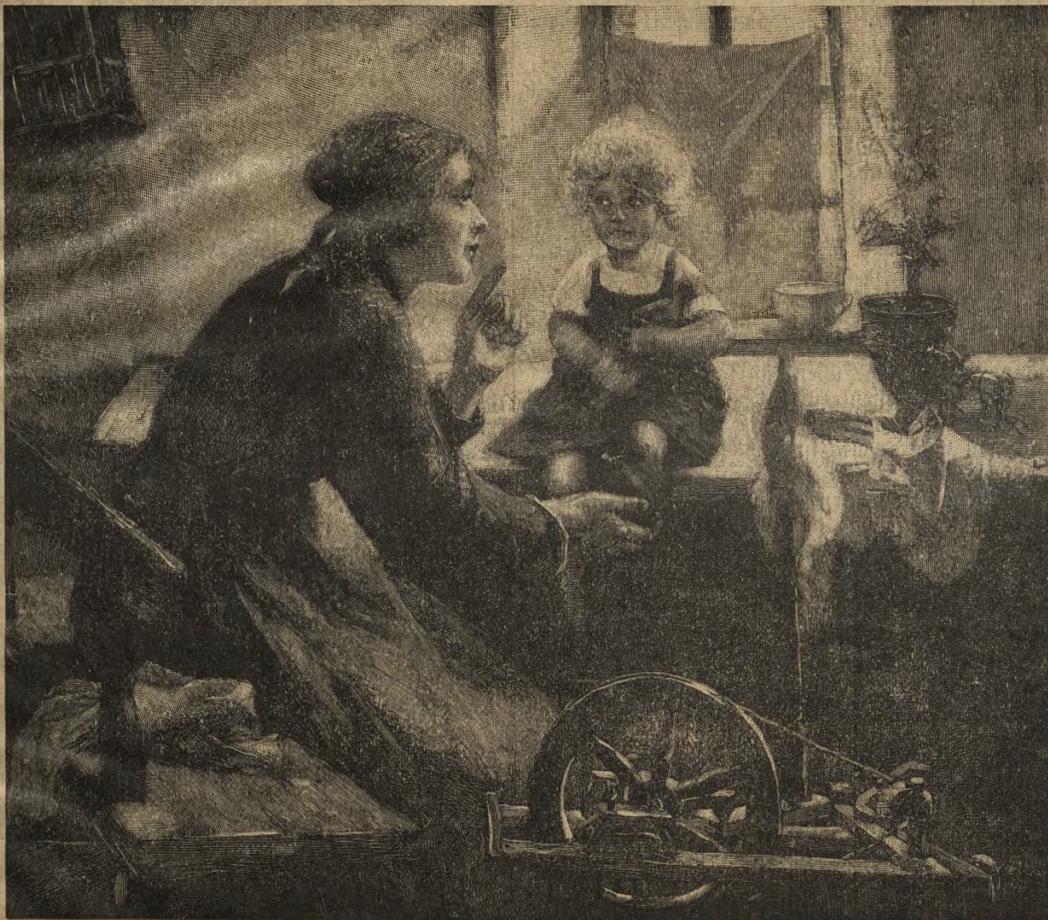
Roman von Reinhold Ortman.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Eberhard hatte nämlich am Tage nach Gabriels Tode, als er seinem Schreibtisch ein bestimmtes Papier entnehmen wollte, den Inhalt mehrerer Fächer in einer Unordnung gefunden, die gewiß nicht von ihm selbst bewirkt worden war und die nur von fremden, unberufenen Händen hervorgerufen sein konnte. Einzig seine trostlose Gemütsverfassung hatte ihn gehindert, sogleich nach dem Verfall dieser unerhörten Dreistigkeit zu forschen. Wie unwillig er auch die Vermutung zurückweisen mochte, daß die Unordnung in seinem Schreibtische und Hildens Besuch in irgend einem Zusammenhang stehen könnten — jedenfalls handelte es sich dabei doch um zwei unumstößliche Thatsachen, und das geheimnisvolle Dunkel, das beide umgab, peinigte ihn über die Maßen. Zum Tode erschöpft ließ er sich endlich in den Sessel vor seinem Schreibtisch fallen, und durch seine Seele zitterte

ein Gefühl des Neides gegen die Glücklichen, die in der alten Familiengruft der Rochlitz unter ihren Blumen und Kränzen so ruhig und friedvoll schlummern durften.



Ermahnung. Von J. Révész.
(Photographie-Verlag von G. S. Löwy in Wien.)

8.
Nun war schon zweimal seit jenem unglückseligen Gartenfest der rauhe, nordische Winter über das alte Herrenhaus dahingezogen, und zum zweiten Male schmetterten im jungen Laub vor dem schlichten, temperamentvollen Bau, der sich über der ehrwürdigen Familiengruft derer von Rochlitz erhob, die heimgekehrten Vögel ihre hellen Frühlingslieder. Hinter den Fenstern des Schlosses waren die weißen Vorhänge herabgelassen, und seit vielen Monaten weckten nur noch die Schritte der Dienstboten den Widerhall in den gewölbten Gängen. Eberhard von Rochlitz befand sich seit mehr denn Jahresfrist auf Reisen, die Verwaltung des Gutes einzig seinen alten, bewährten

Beamten überlassend. Lange Zeit war man in Rudow nicht einmal über seinen Aufenthalt unterrichtet gewesen, und vor kurzem erst hatte man von ihm die überraschende Nachricht erhalten, daß er sich auf der Heimreise von einem Ausfluge nach Afrika befinde.

„Er muß sich gewaltig verändert haben,“ jagte der alte Oberinspektor mehr als einmal zu dem Wirtschaftsfraulein, das gleich ihm seit mehr denn zwanzig Jahren auf Rudow schaltete. „Es ist nichts mehr von dem jungen Herrn Eberhard in seinen Briefen zu spüren.“

Und dieselbe Empfindung würde wohl auch jeder seiner einstigen Bekannten gehabt haben, der den Herrn von Nochtig an diesem Frühlingstage durch die einzige Straße eines schmucken Dörfleins im sonnigen Anpezzothal hätte schreiten sehen. Wie straff und elastisch auch seine hohe Gestalt, wie kraftvoll auch sein sonnengebräuntes Antlitz sein mochte, der junge, in Lebenslust und Lebensfülle strahlende Eberhard, der vor zwei Jahren an der Seite seines schönen Weibes feierlichen Einzug auf Rudow gehalten, war in ihm nicht mehr zu erkennen. Seine Züge waren härter und energischer, der einst so heitere, offene Blick seines Auges war düster geworden, und ein paar tiefe Linien, die mit stummer Beredsamkeit von schweren, noch immer nicht völlig überwundenen Seelenkämpfen sprachen, hatten sich an seinen Mundwinkeln eingezeichnet.

Er trug den Anzug eines Hochtouristen und er hatte eben den Führer verabschiedet, mit dem er alle Einzelheiten der Partie berebet hatte, zu der er ihn für den folgenden Tag gedungen. Nun wandte er sich wieder dem Gasthause zu, in dem er vor einigen Stunden bei seiner Ankunft Quartier genommen, und ließ sich auf der Terrasse nieder, um einen kleinen Imbiß zu bestellen. Der Kellner, der sich einfiand, um seine Befehle zu empfangen, überreichte ihm sogleich das Fremdenbuch, und Eberhard, der mit raschem Federzuge seinen Namen eingetragen, wollte den abgegriffenen Band eben wieder achtlos zurückgeben, als sein Auge zufällig auf einem Namen haften blieb, der die erste Zeile des Blattes füllte.

Eigentlich war es im ersten Moment nicht so sehr der Name als die Handschrift gewesen, die seine Aufmerksamkeit erregt hatte, eine feste, zugleich energische und zierliche Damenhand, wie sie ihm bisher nur bei einem einzigen weiblichen Wesen vor Augen gekommen war. Und nun durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag als er las: „Frau verwitwete Generalin von Holleben“ — und unmittelbar darunter von derselben eleganten, charakteristischen Hand: „Hilde von Nochtig.“

„Die Frau Generalin von Holleben wohnt in Ihrem Hause?“ fragte Eberhard, und nachdem der Ganymed im Frack zu seiner Information einen raschen Blick auf die letzte Eintragung in dem Fremdenbuche geworfen, erwiderte er mit feiner respektvollster Verbeugung: „Aufzuwarten, Herr Baron — seit acht Tagen! Mit dem Fräulein von Nochtig und Bedienung.“

„Sind die Damen augenblicklich anwesend?“

„Bedaure, — nein, Herr Baron! Die Frau Generalin wurde am frühen Morgen von Bekannten aus Landro mit der Equipage zu einem Ausfluge abgeholt. — Ob auch das gnädige Fräulein daran teilgenommen hat, vermag ich allerdings nicht bestimmt zu sagen.“

„So erkundigen Sie sich, bitte, danach! — Für den Fall, daß Fräulein von Nochtig anwesend sein sollte, wünschte ich ihr sogleich gemeldet zu werden.“

Das Herz klopfte ihm zum Berspringen, und seine Hand zitterte, als er die Visitenkarte aus dem Portemonnaie nahm, um sie dem Kellner zu übergeben. Jede Minute des Wartens dehnte sich ihm zur Ewigkeit. Er glaubte schon eine unendlich lange Zeit in sehnsüchtigem Harren hier unten gesessen zu haben, und doch waren sicherlich erst wenige Minuten vergangen, als der Kellner zurückkam.

„Das gnädige Fräulein von Nochtig ist oben auf ihrem Zimmer und läßt den Herrn Baron bitten,“ klang die beglückende Botschaft, die er brachte, und ohne daran zu denken, daß sein Touristenanzug eigentlich sehr wenig besuchsfähig war, sprang Eberhard, der inzwischen ein paar Gläser Wein hinabgestürzt hatte, auf, um dem Voranschreitenden zu folgen.

Unisono bemühte er sich, seine gewaltige Erregung zu meistern, als die Thür eines einfachen Zimmers im ersten Stockwerk sich vor ihm öffnete. Die Kehle war ihm wie von einer fremden Faust zusammengedrückt, und es stieg ihm heiß in die Augen, so daß er nur mit dem Aufgebot seiner ganzen Energie die Thränen zurück zu drängen vermochte.

„Hilde! Liebe Hilde!“

Das war alles, was er über die Lippen bringen konnte, als er sie vor sich sah, unverändert in ihrer sanften, herzwinnenden Anmut, nur vielleicht ein wenig erustet und bleicher als früher.

Gewiß war sie auf nichts in der Welt so wenig vorbereitet gewesen als auf diese Begegnung; aber sie versüßte ersichtlich noch immer in hohem Maße über die Kunst, sich zu beherrschen. Denn die ruhige Freundlichkeit, mit der sie ihm ihre Hand zum Gruße reichte, offenbarte nichts von stürmischen oder leidenschaftlichen Vorgängen in ihrem Herzen.

Und voll ruhiger Freundlichkeit waren auch ihre ersten Worte, mit denen sie ihn nach seinem Ergehen fragte und ihrer Ueberraschung über den Zufall dieses Zusammenstehens Ausdruck gab.

Daß es etwas anderes als ein Zufall sein könnte, kam ihr offenbar nicht einen Augenblick in den Sinn; und mitten in dem unbeschreiblichen Glücksgefühl, das ihr Anblick und der lang entbehrt Klang ihrer süßen Stimme in seine Seele gossen, überkam ihn wieder jene Empfindung schmerzlicher Bitterkeit, mit der er ihr vor achtzehn Monaten auf Schloß Rudow zum letzten Male gegenüber gestanden.

„Freilich — ein Zufall!“ wiederholte er ihre Worte. „Wie hätte es auch anders sein dürfen! Du hattest mir ja verboten, Dich zu suchen.“

„Ich hätte es Dir verboten, Eberhard? — Wann wäre das geschehen?“

„Nicht mit Worten vielleicht, aber durch Handlungen, die deutlicher waren als Worte. Oder wie sonst hätte ich mir Deine Flucht von Rudow deuten sollen, diese Flucht, durch die Du mir so grausam weh gethan hast?“

„Das war meine Absicht gewiß nicht,“ erwiderte sie herzlich. „Aber ich konnte damals nicht anders handeln — glaube mir's, Eberhard! Ich that nur, was ich thun mußte.“

„Ich weiß es wohl. Du konntest nicht bleiben. Ich hatte Dich beleidigt — hatte Dich gezwungen, mich zu verlassen.“

Hilde schüttelte den Kopf. „Nicht doch, Eberhard! Auch wenn ich damals einen G und gehabt hätte, Dir zu zürnen, von Empfindungen, wie Du sie mir jetzt andichtest, konnte doch dabei nimmermehr die Rede sein. Aber wir wollen nicht mehr davon sprechen, — nicht wahr? Diese Dinge liegen ja nun weit hinter uns, und Du hast seitdem so viel Schwereres ertragen müssen —“

„Ja, Hilde — ich habe Schweres getragen. Ich habe Weib und Kind begraben. Ein Weib, das mir zum erstenmal auf dem Totenbette sein wahres Empfinden verriet, indem es den Tag unserer Vereinigung verfluchte. Mein Leben war durch ihren Tod nicht ärmer an Liebe geworden, als es schon vorher gewesen war, und doch hätte ich mit Freuden den Rest meines eigenen Daseins hingegeben, wenn ich sie um diesen Preis hätte auferwecken können. Denn die Bewünschungen der Sterbenden besteten sich wie Jurien der Rache an meine Ferien und zerstörten mir wie mit Geierkrallen die Seele. — Ach ich kann Dir's nicht sagen, Hilde, wie schwer, wie grausam schwer ich in jenen ersten Wochen nach Gabrielens Tode gelitte.“

„Ich kann es mit Dir fühlen, armer Eberhard,“ klang ihm tröstend ihre weiche Stimme an das Ohr.

„Nein — das ist nichts als eine Redensart oder eine fromme Fügung! — Denn wenn Du mit mir gefühlt hättest, Hilde — wenn Du fähig gewesen wärest, die ganze Zurechtbarkeit meiner Verzweiflung zu ermessen — bei Gott, Du hättest mich nicht meinem Schicksal überlassen, hättest Dich nicht in erbarungsloses Schweigen hüllen können, wie Du es gethan. In Deine Hand war es gegeben, mich zu retten, und auf diese Rettung hatte ich gehofft wie ein Verurteilter auf Begnadigung hofft, bis er auf den Stufen des Schaffots inne wird, daß er sich kläglich betrogen.“

„Deine Worte thun mir sehr weh, Eberhard,“ sagte sie leise, „und ich kann den Vorwurf in ihnen nicht einmal verzeihen. Was hätte ich denn thun sollen, Dich vor den Anklagen Deines eigenen Gewissens zu retten?“

„Ja, das ist es — Du kannst mich nicht verstehen, und Du wirst es deshalb auch nicht begreifen, wenn ich Dir sage, daß eben di's mein ganzes Elend ausmacht. Denn nicht Dein kluger, scharfblickender Geist — nur Dein Herz hätte Dich das Verständnis meines Jammers zu lehren vermocht. — Ich erhebe keinen Vorwurf gegen Dich — nein, der Himmel möge mich vor solcher Ungerechtigkeit bewahren. Du warst es ohne Zweifel Deiner Selbachtung schuldig, mich wie einen Gestorbenen zu behandeln. Denn die Beleidigung, die ich Dir in der unseligen Stunde meines Lebens durch ein wahnwitziges Geständnis und ein noch wahnwitzigeres Anfechten zugefügt, Du hättest sie mir nur in einem einzigen Fall verzeihen können. Dürstest Du mich, wie Du siehst, keiner thörichten Selbsttäuschung hin.“

„Aber Du täuschest Dich dennoch, Eberhard! — Ich habe Dir ja längst verzeihen.“

Er aber schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, nein — wir verstehen uns eben nicht, Hilde! Daß Du im gewöhnlichen Sinne des Wortes keinen Groll mehr gegen mich hegst — ich durste es ja schon daraus entnehmen, daß Du mir heute nicht die Thür gewiesen. Aber es war eine andere Art von Vergebung, die ich meine. — Soll ich Dir's sagen, Hilde, was für eine Vergebung ich gemeint?“

Sie hatte die Lider gesenkt und schwieg; Eberhard aber konnte dies Schweigen nicht anders denn als eine Bejahung deuten, und nach einem tiefen Atemzuge fuhr er fort: „Nun denn — Du wirst ja nicht so unbarmherzig sein, mich darum auf's neue wie einen Verbrecher zu fliehen. Was ich mit jeder Faser meines Herzens

ersehnte — wonach ich wie ein Verschmachtender dürstete — es war jene freudige, jauchzende, vorbehaltlose Vergeltung, die nur die Liebe gewähren kann. Das Wort ist heraus, Hilde, und ich nehme es nicht zurück, auch wenn Du mir noch einmal mit Deiner Verachtung



Bildbauer Gög. Der Kaiser.

Besichtigung der Statue des Antoninus Pius auf der Saalburg durch den Kaiser.

drohen wolltest. — Ja, Deine Liebe war's, die mich retten sollte — retten vor thörichter Neue und sinnlosen, selbstgeschaffenen Qualen! Du mußt ein Tages vor mich hintreten, wie eine überirdische Erscheinung — Deine Lippen mußten mir zurufen: Nun ist's genug gelitten und geküßt, Du hast der Toten gegeben, was sie fordern durftest, und tausendmal mehr als das! Jetzt ist es Zeit, auch dem Leben sein heiliges Recht zu geben. Wir waren bereit, zu entsagen, so lange unter Glück ein Verbrechen gewesen wäre — jetzt aber — jetzt wäre die Entfagung zum Verbrechen geworden — denn wir sind eins und wir gehören zusammen bis an das Ende unserer Tage! So hättest Du zu mir sprechen müssen, Hilde, wenn meine vermessenen Träume Wahrheit geworden wären — auf solche Art hättest Du mich vor mir selber retten müssen, wenn Du mich liebtest.“

Sie saß noch immer mit gesenktem Köpfchen da. Stumm, gleich einem wehrlosen Opfer, ließ sie den Sturm seiner Leidenschaft über sich dahindrausen. Dann aber sagte sie leise und mit rührend schmerzlichem Ausdruck: „Warum thust Du mir das an, Eberhard? — Ich hatte mich so aufrichtig geireut, Dich wiederzusehen, und nun —“

„Nun ist die Freude wieder dahin,“ fiel er, ihre Rede vollendend, ein. „Ich begreife das vollkommen, Hilde, und es wäre gewiß viel klüger und vernünftiger gewesen, wenn ich verstanden hätte, mich zu beherrschen. Aber ich kann meine Unklugheit nicht bereuen, und wenn ich Dir's nicht heute bei unserer ersten Begegnung gesagt hätte, bei der zweiten oder dritten wäre es gewiß gechehen. Vor aller Welt mag ich meine Empfindungen hinter konventioneller Lüge und Heuchelei verbergen können, vor Dir kann ich es nicht! Als ich hier eintrat, hatte ich gewiß nicht die Absicht, Dir ja in der ersten halben Stunde mein ganzes Inneres bloßzulegen; aber es mußte doch schließlich so kommen — Du hast mich dazu gezwungen.“

„Ich — Eberhard?“

„Ja, Du! In Deinem Gesicht, in Deinen Augen, in Deiner ganzen, lieben Person ist etwas, davor keine Lüge bestehen kann. Und ich meine, zwischen zwei Menschen, die einander einmal so nahe gestanden, wie Du und ich, sollte wenigstens die Verpflichtung zu gegenseitiger Aufrichtigkeit niemals aufhören. Du weißt nun, wie es um mich steht, Hilde — jetzt ist es an Dir, mir mein Urteil zu sprechen.“

„Du soltest mich, Eberhard! Sollen wir uns denn hier nur gefunden haben, um alle alten Wunden aufzureißen und einander

unbarmherzig zu quälen? Soll dies Unmögliche, von dem Du sprichst, uns wieder feindselig trennen?“

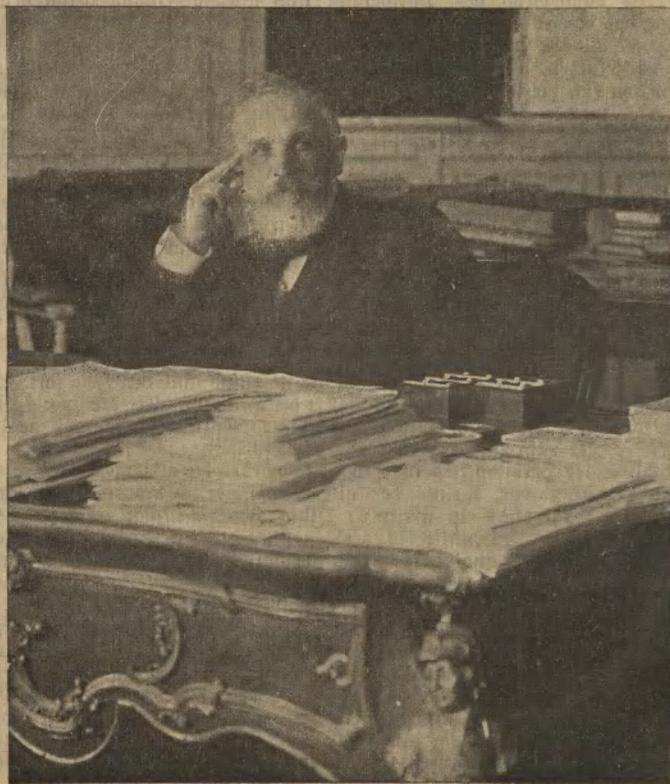
„Das Unmögliche! — Wie sein Du doch die Antwort, nach der meine Seele dürstet, in dies einzige Wort zusammen zu fassen weißt! — Nun wäre es also glücklich wieder klar zwischen uns, Hilde! Solange meine rebellischen Wünsche und Gedanken sich nicht von dem „Unmöglichen“ losmachen können — so lange gelte ich Dir als ein Feind und seinen Feinden geht man sorgfältig aus dem Wege — nicht wahr?“

„Du bist ungerecht gegen mich, Eberhard, und Du mißverstehst mich absichtlich. Ich werde Dir gewiß immer in herzlicher Freundschaft zugethan bleiben; aber wie könnten wir jemals in der alten Unbefangenheit mit einander verkehren, wenn ich in beständiger Furcht vor der Wiederholung solcher quälenden Ausfälle leben müßte? Ich hätte Dich so gern gebeten, Deinen Besuch nach der Rückkehr der Generalin zu wie erholen —“

Eberhard war bei ihren letzten Worten aufgestanden und hatte nach seinem Todenhute gegriffen.

„Aber ich müßte Dir zuvor versprechen, zahm und vernünftig zu werden — nicht wahr?“ vollendete er, da sie zaudernd inne hielt, den angefangenen Satz. „Vergieh, liebste Hilde, wenn ich auf diese Bedingung nicht eingehe, weil ich nur zu gut weiß, daß ich nicht stark genug sein würde, sie zu erfüllen — oder vielleicht auch nicht schwach genug, wie ich wohl richtiger sagen müßte. Denn ich gehöre nun einmal nicht zu den Naturen, die unter dem Schiedehammer des Schicksals weich und nachgiebig werden. Mein Unglück hat mich trotzig und widerspenstig gemacht. Ich fühle mich meinem Verhängnis gegenüber in einem Zustande der Nothwehr, die mir immer noch mannhafter und würdiger scheint, als klägliche Ergebung oder armselige Kompromisse. Seit achtzehn Monaten führe ich einen verzweifeltsten Kampf gegen die geistlichen Schatten, die mich umflattern, und es ist gewiß, daß ich endlich Sieger bleiben werde in diesem Kampfe. Ein Versprechen aber, wie Du es forderst, würde mich ihnen nur auf's neue ausliefern. Und in solches Opfer bringe ich nicht, nicht einmal um den Preis der Erlaubnis, Dich wiedersehen zu dürfen. Kannst Du mich nicht ertragen, so wie ich bin — und ich begreife sehr wohl, daß Du mich nicht ertragen kannst — so ist es besser, wir sagen uns heute für immer Lebewohl!“

Vielleicht hatte er trotz der finsternen Entschlossenheit, die aus seinen Worten klang, gehofft, daß sie einen Einspruch erheben, daß sie ihn nicht so, von sich lassen würde. Aber wenn er solche Hoffnung gehegt hatte, mußte er schnell genug inne werden, daß sie eine trügerische gewesen. Denn Hilde blickte statt aller Erwiderung schweigend vor sich nieder, und er glaubte deutlich in ihren Mienen



Soubert, der Präsident der französischen Republik in seinem Arbeitszimmer.

zu lesen, wie unerträglich peinlich gerade durch seine letzte, schroffe Erklärung die Situation für sie geworden war. So raffte er sich denn auf, ihr blutenden Herzens, doch schnell und entschrieben ein Ende zu bereiten.

[Fortsetzung folgt.]

Die Spekulation.

Von Willy Weber.

[Nachdruck verboten.]

Das war schon eine rechte Kunst in diesem Jahre: nachdem es keinen Winter gegeben hatte, war der Frühling gekommen! Und nicht etwa mit „Sausen und Brausen“ — o nein, ganz zahn und vorsichtig, wie sich's für einen wohlherzogenen Frühling Ausgangs des Jahrhunderts geziemte. Einfach langweilig war dieser Uebergang vom Winter zum Sommer: keine Schneeschmelze, kein Eisgang, kein Hochwasser, kein Frühjahrsgewitter — nichts, rein gar nichts, was einen Menschen erfreuen konnte. Nicht mal den Holzsteg beim Kretscham, der einer geheiligten Tradition zufolge Jahr für Jahr im Nachbarorte breiterweise zusammengeführt werden mußte, hatte das Wasser fortzuschwemmen vermocht. . . . „s ist ein Glend,“ hatte der Zimmermann-Andres ausgerufen, als der Steg gar nicht einmal in's Wanken geriet.

„s ist ein Glend,“ so tönte es durch das ganze Hinterland, dessen Bewohner auf einen harten Strauß mit dem Winter eingerichtet waren und denen sonst der Einzug des Frühlings der Befreiung aus einem Gefängnis gleichgekommen war. Diesmal war aber reinzu alles auf den Kopf gestellt: sie hatten von dem Winter-Gefängnis nichts gespürt, und als ihnen die ersten Zeichen der angebliche Befreiung aus des Eises Banden ankündigten, schnitten sie griesgrämige Gesichter und knurrten den Frühlingboten zu: „Gebt's euch mit der Singerei keine weitere Mühe, wir wissen die G'schicht eh' schon.“ „s ist ein Glend,“ knurrte auch der Bartstein-Nikol, der in seinen hohen Stiefeln auf dem Hofe umherholzte und vergeblich eine Pfütze suchte, in die er etwa hineintapsen konnte. Aber der Hof war glatt wie der Tanzboden im Erbgericht. Da schlich Nikol hinten herum zum Bache. Ach, ein richtiger Bach war das schon gar nicht mehr, das war nur ein Wässerchen, das trübe dahinsfloß, wie Syrup aus des Krämers Blechfanne. Und neben dem Bach lagen die Stämme hoch aufgeschichtet: Holz, Prachtholz, kerngesund und von keiner Made angegangen! Hätte es das übliche Hochwasser gegeben — spielend hätte es den Vorrat mit hinunter genommen weit ins Vorderland, wo man noch hohe Preise erzielen konnte. Aber so . . . „s ist ein Glend,“ seufzte Nikol nochmals, kraute sich hinter dem rechten Ohr und spazierte nach der Gesindestube zurück. Hier setzte er sich auf die Fensterbank, sah sein Holz an und überlegte sich die Sache zum hundertsten Male.

Also das mit dem Holze war so: Nikol Bartstein saß auf schuldenfrei ererbtem Besitz. Das genügte ihm vollkommen, einen weiteren Ehrgeiz besaß er nicht. Die Hinterländer standen so wie so in dem Ruße, jeder aeifigen Anstrengung thunlichst aus dem Wege zu gehen — sollte er, Nikol Bartstein, mit dieser alten, guten Ueberlieferung brechen? Das fiel ihm schon im Traume nicht ein! Freilich, auf den Hof gehörte eine Bäuerin, allein konnte er auf die Dauer nicht weiter wirtschaften. Er wußte auch schon Eine, die so ganz nach seinem Gusto war — aber . . . aber . . . der alte Greininger war der beste Bruder nicht und behütete seine Lene wie seinen Augapfel. Ueberhaupt dieser alte Greininger —! Eigentlich waren die Bartsteins und die Greiningers Todfeinde, denn die beiderseitigen Großväter hatten ein halbes Menschenalter hindurch prozessiert um das Wasserrecht des Dorfbaches, und als sich endlich herausgestellt hatte, das dieses Recht ausschließlich der Gemeinde zustände, waren die Prozeßhansl alle beide dem Ruin nahe. Während aber die Bartsteins auf das Prozeßieren, die Gerichte, die Advokaten weiblich tobten und schimpften, verhielten sich die Greiningers mäschenstill und arbeiteten fleißig, um die Scharte wieder auszuwischen. Das gelang ihnen auch, denn schon der Vater des alten Greininger hatte es fertig gebracht, das Wasserrecht abzulösen, indem er der Gemeinde einen gehörigen Batzen dafür bezahlte.

So kam es denn, daß selbst im Sommer die Greininger-Mühlen lustig klapperten, während beim Bartstein das Getriebe stillstand: Greininger hatte ein Jahr das Wasser abgesperrt, er brauchte es für sich, und die Bartsteins konnten zusehen, wo sie überleben.

So war es gekommen, daß die Bauern-Dynastie Greininger ihre Gegner aus dem Felde geschlagen hatte und heute im ganzen Hinterlande den ersten Ton angeben konnte.

Und der alte Greininger war ein Mann, der in die Welt paßte. Er hielt nichts von Traditionen, sondern schritt rüstig mit der Zeit fort. Ja, er machte sich lustig über die Hilflosigkeit der Hinterländer, die unausgesetzt über schlechte Zeiten und schlechte Geschäfte lamentierten, während sie doch keinen Finger rührten, um ihre Lage zu verbessern.

Als eines Herbstabends im Erbgericht wieder die allgemeine Notstandsdebatte eröffnet war, meinte der alte Greininger, indem er mit scharfen Blick den Nikol Bartstein streifte: „Zum Frühjahr wär' schon ein Geschäft zu machen. Drunten in der Stadt wird 'ne Kirche gebaut, eine Kaserne wird auch angefangen und Privathäuser kommen auch hinzu. Da wird Bauholz gebraucht, Holz — kernfest und wetterhart — wie wir es nur im Hinterland noch aufreiben können. Wer da Courage hat, im Herbst einen Posten anzukaufen . . .“ und wieder traf ein ermutigender Blick den Nikol. Der schob seine Mütze von einem Ohr zum andern und blies dicke Wolken aus seiner kurzen Pfeife. Eigentlich leuchtete ihm das mit dem Holzkauf ein: hier oben und noch weiter hinter im Gebirge kriegte er die schönsten Stämme, gewachsen wie die Kerzen, für ein Spottgeld — der Transport war auch nicht teuer: im Vorwinter per Schlitten, im Frühjahr per Hochwasser. . . . Aber freilich, eine Spekulation blieb's doch, und er ha'te dabei soviel zu denken, zu rechnen, zu schreiben — für einen echten und rechten Bartstein war das doch eigentlich nichts.

Am andern Morgen war er in seinem Entschlusse schon wieder wankend geworden und als er nach der Gerstenaussaat hinüber schritt, dachte

er: Mag das Holzgeschäft machen wer Lust hat, Nikol Bartstein läßt die Hände davon.

Als er um die Ecke bog, stand plötzlich Lene Greininger vor ihm — die Wangen gerötet von eiligem Lauf, das Blondhaar kraus um die Stirn hängend, die Augen forschend in sein Gesicht geheftet.

„Guten Morgen, Nikol,“ meinte sie und reichte ihm die Hand, „ich seh', Du willst hinauf zum Holzvertrieb. Da läßt Dir Vater sagen, Du sollst Dir die erste Schnitzblache nicht entgehen lassen, die halte die besten Hölzer. Also leb' wohl, mach' Deine Sache gut“ — noch ein Händedruck und fort war sie.

Nikol schaute ihr verdutzt nach: also hatte der Alte die Holzgeschichte seiner Tochter erzählt; vielleicht hatte die auch nur zufällig davon gehört. Was aber um alles in der Welt hatte sich Lene darum zu kümmern?

Er machte unwillkürlich kehrt und schlug den Weg nach der Schnitzblache ein.

Als er nachmittags nach Haus kam, war er Besitzer des gesamten Holzes, das zum Vertrieb gekommen war. Und Tag für Tag kam neues hinzu, sodas' zu Beginn des Winters, als alles angefahren war, jedes freie Plätzchen hinter dem Hause mit Holzstämmen dicht belegt war.

Und nun war die Karre schief gegangen: kein Winter, keine Schneeschmelze, kein Hochwasser.

Nikol saß noch immer auf der Fensterbank, sah die prachtvollen Stämme an und überlegte sich die Sache zum hundertundersten Male.

— — — Frühlingssonntag! Mürrisch strich Nikol um seine Hölzer herum, auf denen die Sonnenstrahlen so eindringlich ruhten, daß bald hier bald dort die Rinden spangen und ein würziger Harzgeruch in die Höhe stieg. Nikol hatte sich schließlich genug geärgert, er drehte den Hölzern den Rücken und schlenderte die Dorfstraße entlang.

Da fiel es ihm ein, daß er hier unfehlbar all' den Kirchenbesuchern begegnen müsse, und deshalb betrat er schnell den Fußweg, der nach der Stadt führte. Hier war er wenigstens allein und brauchte nicht jedem dummen Kerl guten Tag und guten Weg zu sagen. Ein halbes Stündchen mochte er so gegangen sein, da machte er unter einer Eiche Halt.

Es war ihm warm geworden, er wischte sich den Schweiß von der Stirn und blickte nach dem Dorfe.

Ein leichter Wind verteilte die blauen Rauchwolken, die über den Häusern schwebten, die Sonne gleißte über die Schieferdächer, die feuchte Wiese mit den gelben Butterblumen schien sich unter dem Einfluß der wärmenden Strahlen zu heben und zu senken — na, so ganz schlimm war es mit diesem Frühling doch nicht bestellt!

„Ach Nikol!“ ertönte es da neben ihm, „was führt denn Dich hierher? Bist Du mir entgegen gekommen? Das ist nett von Dir! Ein herrlicher Tag heute — sieh nur, wie das flirt und glitzert. Prachtvoll, — was? Aber nun komm', ich darf Vater nicht zu lange warten lassen“ — und ohne Umstände schob Lene Greininger ihren Arm unter den des ganz verblüfft dastehenden Nikol Bartstein.

Ein hübsches Paar als es so dahinschritt — ein stattliches Paar. „Uebrigens, damit ich's nicht vergesse,“ begann die Lene von Neuem, „heut' Nachmittag läßt Dich Vater zum Besuch einladen — komm' nur so um vier Uhr, das ist unsere Kaffeezeit . . .“

„Zu einem Besuch?“ staunte Nikol. „Was — was soll ich denn? Wegen was?“

„Ach,“ machte Lene leicht hin, „wahrscheinlich wegen der Hölzer . . .“

„So, so, wegen der Hölzer,“ wiederholte Nikol und sah gedankenlos in den blauen Himmel.

An der Dorfstraße trennten sie sich. „Also um vier,“ mahnte Lene. Nikol machte eine zustimmende Bewegung, dann wandte er sich zum Gehen. „Du, Nikol, noch einen Augenblick,“ hielt ihn Lene zurück, „nu sag' mir aber mal aufrichtig: kommst Du wirklich nur wegen der Hölzer?“

Nikol Bartstein wurde rot wie ein Puter — ehe er aber mit seiner Antwort fertig war, war Lene längst aus seinem Gesichtskreise verschwunden.

Die Dynastie Greininger saß beim Kaffee, als Nikol eintrat.

„n Tag, Herr Greininger,“ stotterte er.

„n Tag, Herr Bartstein,“ antwortete der Alte. „Sie wünschen . . .?“

„Ich komme wegen der Hölzer,“ plakte der arme Nikol heraus.

„Ach so, wegen der Hölzer,“ wunderte sich Herr Greininger, „nun, die werden Ihnen keine Sorgen mehr machen. Ich habe stauen lassen; wenn ich morgen die Schleusen ziehe und sperre meine Mühlen ab, so strömt das Wasser in Ihren Bach und führt Ihnen die Hölzer zu Thal . . . Dort erwartet sie der Zimmermeister schon . . .“

Nikol staunte. „Ja,“ fuhr der Alte fort, „wir können von jetzt ab ruhig Hand in Hand arbeiten, dann wird's schon gehen.“

Eine lange Pause! Lene hantierte geräuschvoll mit dem Kaffeegeschirr. „Also das mit den Hölzern,“ stotterte Nikol, „ist gut, sehr gut. Aber ich kam nicht nur wegen der Hölzer . . ., ich wollte — ich meinte — wenn Fräulein Helene und ich . . . Hand in Hand — arbeiten —“ der Vermittler glückte, als ob ihm einer seiner schönsten Baumstämme in die unrechte Kehle gekommen sei.

„Komm' her, Nikol,“ lud ihn Fräulein Helene ein, „trink' eine Tasse Kaffee mit, die wird Dich beruhigen. Du weißt, ich hab' Dich gern,“ flüsterte sie ihm ins Ohr, „und Vater hält viel von Deinem Spekulations-talent. Gibt es noch etwas, was Dein Herz bedrückt?“

„Nein,“ antwortete Nikol, glücklich lächelnd, „die Hölzer sind ja fort . . .!“



Königin Luise empfängt Schiller in Berlin 1804. Nach dem Gemälde von Karl Köhling.
[Verlag von Rudolf Schuster, Berlin.]

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Gruner.

[Schluß.]

[Nachdruck verboten.]

Der Offizier, welcher neben dem Wagen herritt, hatte bei den letzten Worten die Herren näher angesehen und den Ernst ihrer Gesichter wahrgenommen. — „Du hast recht, Otto. Es ist etwas Ungewöhnliches vorgefallen. Eichtretreu ist tot, durch sich selbst gefallen und — Mama hatte in gewisser Hinsicht ebenfalls recht — durch das Dazwischentreten Freund Jordans. Die Ähnlichkeit zwischen ihm und dem seligen Rawen. Du hast ja gehört. Aber zu dem Traurigen auch ein Erfreuliches: Frau Rawen ist gesundet, für immer, dürfen wir annehmen.“

Der Hauptmann wäre geneigt gewesen, diese Mitteilung für einen Scherz zu halten, wenn nicht die Stimme Dr. Bollants so eigentümlich, fast bewegt geklungen hätte. Und nun fügte auch Dr. Jordan mit einer Geste der Ueberzeugung hinzu: „Zawohl, lieber Herr Hauptmann. Es giebt doch manches auf der Welt, das auch den Blästertesten, den Abgehärtetsten aus dem Gleichgewichte bringen kann. So etwas habe ich heute erlebt. Eine wunderliche Tragödie, wie sie in Wirklichkeit viel erschütternder sind, als man sie dichtet. Sehen Sie, einst starb mein Bruder durch diesen Eichtretreu und nun er durch mich. Nicht durch meine Hand — ich hätte sie mit feinem Blute nicht beslecken wollen —, aber doch durch mich. — Ich suche nach keinem Namen, um das Seltsame zu bezeichnen. Mögen das andere thun. Aber es ist, es ist.“

28.

Auf dem ein wenig zu breiten Vorbaue des Mitteltraktes des Schlosses wehte eine schwarze Fahne.

Trotzdem war die Stimmung nicht eben traurig. Die Leute gingen nicht wie damals, als man im Pavillon Rawen aufgebahrt hatte, mit verstörten Gesichtern einher. Das Gegenteil war mehr zu beobachten.

Eichtretreu war ein strenger, rauher Herr gewesen, dem niemand Sympathie entgegen gebracht hatte. Zu Trauer war also für die Leute kein Anlaß, wohl aber zur Freude, daß die „alte, gnädige Frau“ wieder gesund geworden.

Lucie allein war ernst gestimmt. Die schwarze Trauerkleidung, welche sie angelegt, machte sie noch nachdenklicher und ließ ihr Gesicht blässer erscheinen, als es in Wirklichkeit war.

Der Untersuchungsrichter Dr. Rosen hatte am nächsten Morgen von Dr. Bollant sofort die amtliche Anzeige erhalten über die Vorgänge auf dem Gutshofe.

Der rührige Kriminalist war im höchsten Grade überrascht. Das rege Interesse, das er seinerzeit an der Sache genommen, wurde sofort in ihm wach und er erklärte sich bereit, alles zur Beseitigung des verhängnisvollen Justizirrtums Erforderliche augenblicklich zu veranlassen. Er versicherte, sich selbst mitbetheiligt zu fühlen, denn er hatte die Untersuchung ja damals geleitet und — allerdings unter der Wucht scheinbarer Beweise — die Verhaftung des jungen Bildhauers veranlaßt und das ganze Gebäude der Anklage wider ihn aufgerichtet.

Dem geradezu starrsinnig dem Rechte anhängenden Manne war dies zunächst persönlich ein schwerer Schlag, aber irren ist menschlich und gut zu machen die heiligste Pflicht.

Noch im Verlaufe des Vormittags erschien Dr. Rosen auf dem Gute. Er war wie bei seinem ersten Besuche in Uniform. Aber das Selbstbewußte, Ruhig-Sieghafte fehlte ihm. Ein wenig verlegen verbeugte er sich vor der jungen Witwe, die ihn aber sofort aus der peinlichen Situation befreite, indem sie ihm freundlich die Hand bot. Er klappte mit den Abjäten zusammen.

„Gnädigste! Ich habe alles gehört. Die Justiz beklagt einen schweren Irrtum. Es wird alles geschehen, um ihn gut zu machen, soweit es möglich ist. Ich komme, um Ihnen, Gnädigste, meinen persönlichen Schmerz auszudrücken, daß wir so weit von der Wahrheit abirren.“

Lucie beruhigte den Kriminalisten, der nun mit wahren Feuereifer an die Aufnahme eines Protokolles ging. Seine Ueberzeugung von der Unschuld des Max Horwart befestigte sich durch die genaueren Darlegungen Lucies immer mehr.

Als er nach Bärenstein zurückfuhr, versicherte er derselben, daß der junge Bildhauer nach Abwicklung der unumgänglich notwendigen Formalitäten zurückkehren würde. Im telegraphischen Wege würde sofort die Kardorfer Strafhauß-Direktion beauftragt werden, denselben im Spitale zu belassen und mit möglichster Schonung zu behandeln.

Dr. Jordan erklärte, dem Bildhauer persönlich die Nachricht seiner Befreiung überbringen zu wollen, denn er fürchtete bei dessen geschwächter Konstitution eine Katastrophe, wenn man ihn nicht mit der nötigen Vorsicht mit der Wendung seines Schicksales vertraut mache.

An dem Tage, da man in aller Stille auf dem Langberger Friedhofe Eichtretreu begrub, war das öde, schmucklose Spitalzimmer der Kardorfer Strafanstalt, in welchem Max Horwart untergebracht worden war, der Ort einer ungewöhnlichen Szene.

Ein Mensch wurde dem Leben zurückgegeben, wieder eingesetzt in alle Rechte, welche die Gesellschaft verleihen kann.

Als der alte Arzt in das leiddurchwühlte Gesicht des Künstlers blickte, war ihm das Herz so überboll geworden, daß er ganz einfach nur die Worte sagen konnte: „Sie werden frei werden, Sie sind schon frei.“

Da war der junge Mann zurückgetaumelt, mit glühendem Gesicht, so daß Dr. Jordan besorgt ihn stützte. Dann aber legte er den müden Kopf auf die Schultern des Arztes, still, ohne Worte, nur durch den Körper ging es zeitweilig wie ein Ausschluhzen, ein Zittern und Schauern.

* * *

Die Vorgänge auf Schloß Rawen wurden durch die gerichtlichen Verhandlungen, welche sofort eingeleitet wurden, bekannt und erregten überall ungeheures Aufsehen. Allenthalben regte sich auch tiefes Mitleid mit dem Künstler, der fast zwei Jahre, belastet mit dem Fluche des Vaternordes, zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt, in Kardorf verbracht.

Zu feierlicher Gerichtsitzung, zu welcher der Andrang aus Nah und Fern ein kolossaler war, wurde das feinerzeitige Urteil über Max Horwart aufgehoben, derselbe als unschuldig erklärt und seine Rehabilitierung in aller Form vollzogen.

Einen Tag später fuhr vor dem festlich geschmückten Schlosse ein Wagen vor, dem außer dem weißhaarigen Dr. Jordan noch ein junger, aber angegriffener aussehender Mann entstieg.

Ein kurzer, schwarzer Bart umschloß ein bleiches, scharf umrissenes, ausdrucksvolles Gesicht mit seinen großen, lebhaften Augen. Den breiten, weichen Hut nahm er ab, als er nun um sich sah, wobei die Brillengläser ein wenig trüb wurden durch die Tropfen, die über ihnen rannen.

Der Alte ströte ihn nicht, ruhig blieb auch er stehen, den Jüngeren mit freundlichem Blicke betrachtend. Da rauschte es leise, ein paar hastige Schritte, ein einziger Ton, so eigen, daß er dem Arzte in die Seele ging, und den Bildhauer Horwart hielt Lucie umschlungen.

Der Alte wandte sich weg und blickte angelegentlich auf die grünen Gewinde, welche die eisernen Säulen des Balkons umgaben; Reisigkränze, mit blutroten Rosen in symmetrischen Abständen. Aber als er ein Schluchzen zu vernehmen glaubte, drehte er sich um. Er hatte sich getäuscht, es war nur ein leiser, freundiger Ton, der heiz aufeinander gepreßten Lippen entfloß.

Erst die Böllerschüsse, die knapp hinter dem Hofe von dem alten Johann abgefeuert wurden und ein donnerndes Echo wachriefen, gaben die Beiden der Gegenwart zurück. Und ehe Dr. Jordan es sich versah, fühlte auch er ein frisches Lippenpaar auf seinem Munde und ein herzliches „Dank, Dank für alles“ scholl an sein Ohr.

Er machte ein wunderliches Gesicht und drehte sich ein paar Mal im Kreise. Denn wie er da rings um sich die mit feuchten Augen lächelnden Menschen sah, wurde auch ihm etwas weich. Erst als er droben beim festlichen Mahle saß und ein paar Gläser des edlen Rudesheimer hinuntergegossen hatte, kam er in das Gleichgewicht.

* * *

Ungefähr ein Jahr später wehten vom Herrenhause zu Langberg wieder Fahnen, prangte alles im Festschmucke.

Vom Brettgrunde dröhnten Böller herüber, als der alte, nun ganz im Ruhestande lebende Dr. Bollant bei der glänzenden Tafel, die im großen Saale des Schlosses stattfand, an das Glas schlug. Der helle Ton ließ die lebhafteste Konversation verstummen, die herrschte, und aller Augen richteten sich auf den Arzt, der nach einer kleinen Weile also anhub: „Meine Damen und Herren! Ein Bund hat heute des Priesters Segen erhalten, der aus reiner Herzensneigung erblickt ist. Wie er sich in den schwersten Zeiten bewährte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Aber es kam der Sieg, nach hartem Sturm ein sonniges Glück. Ein theures, aber nicht zu teuer erkauftes Glück. Wenn dieses mehr als ein Phantom ist, so sehen Sie es hier verkörpert. Darum sage ich nicht: wir wünschen erst Glück. Wenn man vom Schicksal etwas erfliehen kann, so wäre es das Eine: daß es bleiben möge. So hebe ich mein Glas: Es bleibe das Glück Lucie und Max Horwart treu. Sie leben hoch!“

Und ernst übte es aus jedem Munde: „Hoch, hoch, hoch!“

Es scheint, als ob das Wort des Alten in Erfüllung gehen werde.

Eine Schachpartie.

Weihnachtserzählung von Wilhelm Jensen.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein vierundzwanzigster Dezember, wie manche Leute behaupten, daß er so sein muß. Leute, die ein behäbiges Einkommen besitzen und eine behagliche Wohnung mit großen Dejen in allen Zimmern und auf dem Vorflur, drinn überall lustiges Feuer wärmt, leuchtet und knattert. Wo seit Wochen eine abgeschlossene Weihnachtsstube mit gepuztem Baum und beladenen Tischen umher an allen Schlüsselöchern von lachenden, lugenden, zischelnden Kinder Gesichtern belagert wird, deren Unvermögen, länger zu warten, mit dem Herandrücken der letzten Dämmerung etwas von dem hastig zuckenden Augenflimmer überhungertes Tiere im Walddickicht annimmt.

Dann, behaupten jene Leute, müsse das Wetter grad so sein, damit man die rechte Freude daran habe, im letzten Moment noch einmal wieder auf die Straße hinauszulaufen, um etwas noch Vergeffenes, ganz Notwendiges oder völlig Unnötiges herbeizuschaffen und dann nach dem eifertigen Einkauf mit den Papierdünen auf dem Arm und frostrotten Ohren, Backen und Nasen am Kopf ins Haus zurück zu stürmen, sich den Schnee von den Schuhen zu trampeln, von den Mänteln und Kapuzen zu schlagen, aus dem Bart herunter zu fignern und den sprungbereit umwitternd sich heranschleichenden, jugendlichen Raubtieren zu versichern, es sei wundervolles Wetter draußen und in den Düten nichts als gewöhnliches Mehl zum Backen der abendüblichen Schmalzkuchen.

Es giebt indes auch Leute, die weniger für solches Weihnachtswetter eingenommen sind, und im allgemeinen dürste ihre Kopizahl größer sein, als die der Liebhaber, da wenigstens in deutschen Breiten der Hang, mit Holz und Kohlen zu sparen, verbreiteter ist, als das Gegenteil. Ja, es soll sogar Leute geben, die unter allen und jeden atmosphärischen Umständen überhaupt gar kein Wohlgefallen an dem Abendintritt des vierundzwanzigsten Dezember finden, denselben am liebsten aus dem jährlichen Kalender ausgestrichen sähen, oder wenigstens ihn nicht in anderer Weise verbringen, als jeden sonstigen der kriechenden oder fliegenden Tage. Allerdings müssen das entweder sehr arme, oder sehr unglückliche, oder sehr absonders wunderbar geartete Menschenkinder sein.

Oder auch sehr vereinsamte, heimatlose oder in die Fremde verschlagene von der Art, wie sie in großen Städten alle Tage und ebenso auch an dem des Tannenbaums vielfach Abends die Bierhäuser und Nachmittags die Cafés anfüllen, weil sich an ihm für sie kein Unterschied mit irgend einem anderen des Jahres bemerklich macht. An sich brauchen sie darum noch nicht arm, unglücklich oder gemütswunderlich zu sein, nur sind sie (nach der überwiegenden Anschauung) bedauernswert, daß sie auch an diesem Abend keine andere Unterkunftsstätte auffuchen können, als die ihnen stets in gleicher Weise gegen Barvergütung oder Kredit offen stehende. Aber auch den Leuten, welche sich über solche weihnachtlich Vereinsamte mit einem gewissen menschenfreundlichen Mitleidsausfluß ihrer eigenen erwartungsvoll behaglichen Stimmung äußern, kommt es keineswegs in den Sinn, einen von jenen zu sich ins Haus herein zu laden. Es versteht sich von selbst, daß man an diesem Abend mit den „Seinigen“ oder wenigstens mit den „Nächsten“ allein ist, und es ist selbstverständlich die Sache und Aufgabe eines Jeglichen, um Weihnacht Angehörige und Nächste zu besitzen.

Trotz dem besten eigenen Willen indes fällt dies nicht jedem gut möglich, besonders manchen jungen Männern nicht, die in der Großstadt auf der Universität, technischen Anstalten, in Handelsgeschäften oder sonstigen Berufszweigen die Leiterproppen ihrer Lebensbahn hinansteigen. Eine Anzahl von ihnen mag überhaupt nirgendwo ein Heimathaus mehr haben, und für eine andere die Reiseentfernung dorthin sich zu beträchtlich belaufen, wenige mögen zu gleichgültig, ein bißchen mehrere zu fleißig, die meisten zu gering bei Kasse sein, um dem väterlichen Herd in der Weite einen Weihnachtsbesuch abzustatten.

Sie brauen sich dann am Abend als Surrogat für den ihnen entgehenden Familienpunsch in irgend einer „Kneipe“ einen, den letzten jedenfalls an Kräftigkeit und mutmaßlich auch an Gläserzahl übersteigenden Grog; Studenten in Gemeinschaft ihrer gleichsituierten „Korpsbrüder“ oder „Blaskumpane“, Leutnants, Fähnriche und Kadetten mit ihren „Kameraden“, junge Kommiss mit anderen Bankiers, Millionär, Engros- und Endetail-Firmen der Zukunft, jeder mit feinesgleichen. Denn allein will heut abend niemand sein und nimmt sogar lieber mit einer langweiligen Gesellschaft vorlieb, als mit gar keiner. An keinem anderen Tage tritt der alte Zug der Menschheit zur Hürdengegenschaft so unweigerlich wieder in sein Recht. Ein Prozentsatz von Zuneigung mag dabei mitwirken und die Auswahl bestimmen, aber die Hauptsumme fließt aus dem selbstfüchtigen Trieb, daß niemand heut allein sein will.

Diese Stimmung eröffnet den Tag schon und steigert sich um Mittag und besonders nach der Mahlzeit bereits derartig, daß die

Cafés heut bessere Geschäfte machen, als je. Man „zieht“ sich davor, sich von den lebendigen Gesichtern und Stimmen umher abzutrennen; man hat eine instinktive Abneigung dagegen, erst noch einmal in die leere Bude heimzugehen, zwecklos darin herum zu sitzen und zu stehen, die Dämmerung mit allerhand wehmütigen und frostig in der Einsamkeit überlaufenden Kindheits Erinnerungen heraufkommen zu sehen, und man ist bemüht, unvermerkt den Nachmittag in den Abend hinüber zu führen. So fängt man in ungesprochener Uebereinkunft das beendete Kartenspiel wieder an, setzt die Dominopartie unermüdetlich fort, die Bälle auf der grünen Billardplatte karambolieren unablässig weiter. Der Tag blickt immer hüfälliger wie ein erblindetes Greisenauge durch die großen Spiegelscheiben herein und schüttelt sich weißes Haar wallend vom Scheitel. Es ist, als sei draußen eine Kirschenstube, in der zahllose Gehilfen ihre Schaarerkunst an schneehell abgebleichtem Gelock einüben. Ein Kellner mit glimmendem Bünktchen am Oberende eines langen Stabes huscht zwischen den dicht unmaßessenen Tischen hin und wieder, und nach einer Weile sagt einmal irgendwo an einem derselben eine Stimme: „Man hat gar nicht bemerkt, daß das Gas angezündet worden.“ Eine andere erwidert darauf: „Ja es muß schon spät sein — das Spiel war heut so interessant — und es wird Zeit, zu gehen, damit wir nicht als die letzten zur Bowle kommen.“ Die Mahnung findet allgemeinste Beipflichtung, denn die Uebergangsperiode ist das Uebelste und jeder trachtet danach, sie in schwazgender, pfeifender, über das Schneewetter ratiounerender Begleitschaft durchzumachen. So wandert ein kleiner Trupp gemeinschaftlich aus der Thür auf die Straße, dem verabredeten Abendziele zu, und, gleichfalls aufbrechend folgen bald von da und dort andere nach. Es wird leerer zwischen den Rohrstühlen und den Marmortischen, die Kugeln liegen unbewegt auf den grünen Tüchern, und klappernd räumen die befrachten Bedienteten Tassen und Gläser zusammen. Sie haben auch einen ungewöhnlichen Abend in Aussicht, denn es steht mit Sicherheit zu erwarten, daß er keine Gäste mehr bringen wird. Sollte sich dennoch noch einer hierher verirren, so giebt es Mittel, ihm verständlich zu machen, daß auch Kellner einmal im Jahre einige Stunden unbehelligt im Kreise von „Kollegen“ zu verbringen berufen und bezechtigt sind, und daß ein anständiger Mensch, falls er den Drang dazu in sich fühlt, anderswo als im Kaffeehaus am Weihnachtsabend den Einsiedler spielt. Man wird ihm dies mutmaßlich durch die „Erlbecker Blume“ zu begreifen geben, indem man ihn einfach nicht hört und sieht und nach Belieben hungern und dursten läßt, bis er selbst dessen überdrüssig geworden. Nach der Mitternachtsglocke wird es allerdings wieder laut von Nachtschwärmern hier werden, wie auf dem Heimgang von der verdampften Bowle noch wieder vorlehren, Sodawasserproppen knallen lassen und den Mokka mit etwas härziger Hand an die Lippen setzen. Aber bis dahin ist's noch weit, einen ganzen Weihnachtsabend lang. Da schwinden gottlob die letzten Nachmittagsgäste durch die Thür, und der Wind wirft statt ihrer eine Schneewelle herein.

So weit war's denn heut beinahe in einem der besuchtesten Cafés einer großen norddeutschen Stadt. Nur einige Zeitungen raschelten noch da und dort vor unichlüssig dreinblickenden Gesichtern, die offenbar die tief sinnigen politischen Erörterungen der Blätter lediglich als Erspesstativmittel verwerieten und von den Kellnern zweckentsprechend durch das Ausdrehen aller um sie her befindlichen Gasflavattete und schwarzbefrachte Mochthaber noch von diesem rationalen Verfahren ab, denn dort saß noch ein Gastpaar in eine Schachpartie vertieft.

Das allein hätte allerdings noch keinen Anspruch auf außergewöhnliche Berücksichtigung begründet, aber es hatte eine besondere Bewandnis mit den beiden Spielern. Erstens kamen sie täglich, und zweitens hinterließ der ältere von ihnen regelmäßig neben dem Betrag für den von ihm genossenen Kaffee noch ein Zwanzigpfennigstück, dessen Verwendung er offenbar dem Gutachten des Kellners anheimstellte. So waltete eine unsichtbar schützende Fee über der Gasflamme, unter der sich sein Sitz befand.

(Fortsetzung folgt.)

* Unsere Bilder. *

Königin Luise empfängt Schiller in Berlin 1804. Königin Luise war eine große Verehrerin der Schillerschen Muse. Sie hatte den Dichter in ihrer Jugend in Karlsruhe kennen gelernt und bewachte ihn stets ein gutes Andenken. Als Schiller im Jahre 1804 kurz vor der Aufführung seines „Wallenstein“ nach Berlin kam, empfing ihn die hohe Frau, unterhielt sich auf das Leutseligste mit ihm und erkundigte sich eingehend nach dem Fortschritt seines „Wallenstein“, dessen Aufführung sie aber, wie sie sagte, lieber in der Musenstadt Weimar, als in Berlin bewohnen würde. — Den Moment, wo der Dichter von der Königin begrüßt wird, hat der Historienmaler Karl Röhling auf unserem Bilde festgehalten.

Die unlängst restaurierte Saalburg ist ein altes Römer-Kastell, das zur Zeit des römischen Reiches die Hänge des Taunus vor den kriegerischen Chatten, den heutigen Hessen, bewachen sollte. Es lag inmitten jener Befestigungslinie, die das Decumatland von dem eigentlichen Germanien trennte und deren Reste, von Rehlheim an der Donau nach dem Siebengebirge am Rhein führend, noch heute vom Volke bewundert werden und unter dem Namen der Teufelsmauer bekannt sind. Vor dem Lagerthor hat die Statue des Kaisers Antoninus Pius, unter dem das Kastell angelegt ward, Aufstellung gefunden. Unser Bild zeigt die Befestigung derselben durch den Kaiser und den Verfertiger derselben, den Bildhauer Gdh.

» Gemeinnütziges. »

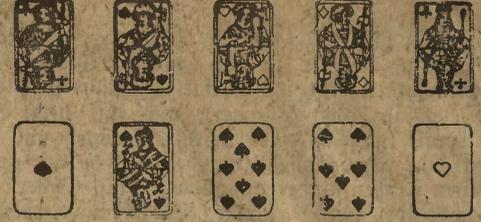
Herstellung von Schaumwein aus Johannisbeerwein.
Bekanntlich wird bei der Gärung Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerlegt, wobei sich Hefe absetzt und zu Boden sinkt. Wenn man nun jungen Wein auf Flaschen zieht, mit Zucker versetzt und eine geringe Menge Hefe hinzusetzt, so wird innerhalb der Flasche in einem kühlen Keller eine langsame Gärung stattfinden, wobei die sich bildende Kohlensäure bei festem Flaschenverschluss nicht entweichen kann, sondern vom Weine aufgesogen wird. Die Hauptsache ist, daß man Flaschen von starkem Glas, am besten Champagner oder Seltersflaschen, verwendet. Das Verfahren ist, so schreibt der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, folgendes: Man zieht jungen, klar gewordenen Johannisbeerwein auf Flaschen, setzt auf jede Flasche 10-40 Gramm fein gepulverten Zucker und einen zehntel Eßlöffel voll Weinhefe zu, verkorkt die Flaschen, verbindet die Kork mit Bindfaden und sichert sie mit Draht nach Art der Seltersflaschen. Die Flaschen kommen nun in den Keller und werden bis zum Gebrauche stehend aufbewahrt. Beim Einschleusen hat man darauf zu achten, daß der letzte Rest in der Flasche bleibt, da er trübe ist. Die Menge des zuzusetzenden Zuckers richtet sich nach der Süße des Weines. Ist derselbe noch sehr süß, so setzt man per Flasche 10 bis 20 Gramm, bei wenig süßen Weinen 40 Gramm Zucker hinzu.

Gefrorene Äpfel und gefrorene Eier können wieder genießbar gemacht werden, wenn man sie in ein Gefäß mit Schnee oder frischem Brunnenwasser legt, in dem man etwas Kochsalz aufgelöst hat. Die Äpfel oder Eier werden nach einigen Stunden aus dem Wasser herausgenommen, trocken abgeputzt und an einem kühlen Orte aufbewahrt.

Das Anlaufen und Gefrieren von Fensterscheiben wird verhindert, wenn man letztere außen und innen mit einer schwachen Mischung von Glycerin und Wasser anstreicht.

» Nachtsch. »

1. Skatenaufgabe.



Da Hinterhand auf „Null“ reizt, spielt Mittelhand mit obiger Karte Grand, den sie mit 60 Points verliert. Sie würde ebenso Kreuz-Solo verlieren. Wie sieht die Karten und wie ist in beiden Fällen der Gang des Spiels?

2. Aufgabe.

- 1. Docht, Reihe; 2. Madras, Treue; 3. Gordon, Iabai; 4. Aber, herb; 5. Loge, Spree; 6. Vinde, Reh; 7. Lord, Guben; 8. Vaude, Dur.

Aus jedem dieser acht Wortpaare ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort zu bilden und zwar so, daß die acht Anfangsbuchstaben der neuen Worte ein wichtiges Verkehrsmittel nennen. Es bezeichnet: 1. einen König der Däyoten, 2. eine spanische Landschaft, 3. einen deutschen Volksstamm, 4. einen männlichen Vornamen, 5. einen italienischen Kirchenkomponisten, 6. eine britische Inselgruppe, 7. ein deutsches Land, 8. einen Fluß in Ost-Indien.

3. Rätsel.

Er lustig, und sie so flatterhaft;
Sie immer beweglich, er voller Kraft;
Doch wird sie mit ihm verbunden,
Hat sie ihre Richtung gefunden;

Sie dreht ihm immer den Rücken zu,
Und richtet sich dennoch in jedem Nu
Nach seinen windigen Launen;
Ist sie nicht ein Weib zum Erstaunen?

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

- 1. Sorgen tragen nichts in die Küche.
- 2. Wallis, Ronzo, Edmund, Delphi, Irene, Egebe, Saphir, Asien, Ararat, Thersyphore. — Wie die Saat, so die Ernte.
- 3. Wilhelmine, Affor, Sumatra, Indre, Gelioskop, Ramjes, Wenersee, Dverbeck, Oyra, Raditch, Terentius. — Was Ihr wollt. Chateaufearc.

» Lustiges. »

Kindermund.

Wohlmeinend.

„Ich habe soeben eine größere Komposition vollendet!“
„Wo erscheint sie denn?“
„Ich lasse alle meine Werke auf eigene Kosten drucken!“
„Hören Sie mal, ich glaube, Sie komponieren über Ihre Verhältnisse!“

Naiv.

Besucher (im Spezialitäten-theater): „Tritt denn heute der Bauchredner nicht auf?“
Kellner: „Nein, der leider seit einigen Tagen an einem Kehlkopfkatarrh!“
Besucher: „Was, hat denn der im Bauch einen Kehlkopf?“

Unwiderstehlich.

Dame (verblühte Schöne): „Sie kennen mich noch?!“
D. der Bahn der Zeit hat auch mich nicht verschont!“
Herr: „Natürlich, Sie erst recht nicht! Sie waren ja zum anbeißen!“

Sie kennt ihn.

Junge Frau (überrascht): „Sieh' da, die Mama . . . aber Du hast ja gar nicht geschrien, daß Du kommen wolltest!“
Mutter: „Nun, ich wollte Deinen lieben Mann auch einmal wiedersehen!“

Moderne Anzeige.

Arzt gesucht, der meiner Frau gegen ihr Leiden das Nadeln nicht empfiehlt.



Die kleine Ella hat ihre Puppe zur Reparatur gegeben. Als sie dieselbe abholen will, findet sie der „Puppenkliner“ nicht gleich und Ella ruft ängstlich: „Herr Pupp doktor, sie heißt Auguste!“

Aus der Instruktionstunde.

„Wenn einer sein Seitengewehr verliert, was thut er dann? — Na, das weiß wieder keiner von Euch Kerls, dann thut er „drei Tage“ kriegen!“

Zugegeben.

Herr: „Ich sage Ihnen, was ich in meinem Leben für Eroberungen bei der Damenwelt gemacht habe, das ist nicht zu glauben!“
Dame: „Ich glaub's auch nicht.“

Reciprok.

20jähriger Neffe (zum 68jährigen Onkel): „Ich habe ein Testament gemacht, lieber Onkel, in dem ich Dich zu meinem Universalerben eingesetzt habe.“
Onkel: „Aber, mein Junge, was soll denn das heißen? Ich werde doch vor Dir sterben! Immerhin danke ich Dir schon für den guten Willen.“
Neffe: „Keine Ursache, lieber Onkel! Du wirst Dich schon revanchieren.“

Schneidig herausgeholt.

„Warten Sie, Herr Leutnant, Sie haben gestern zu der Gräfin über mich gesprochen.“
„Nun, kann es ein schöneres Gesprächsthema geben?“

Eingegangen.

Richter: „ . . . Erzählen Sie mal, wie Sie den Dieb in Ihrem Haus abfaßten!“
Zeuge: „Ich kam also in der betreffenden Nacht um drei Uhr nach Hause . . .“
Die Frau des Zeugen (einschlagend): „Wart', Du Lump . . . zu mir hast Du damals g'sagt, es sei zwölft Uhr gewesen!“